Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 50 (1963)
Heft: 19

Artikel: Freiburger Städte und Landschaften
Autor: Schmid, Alfred A. / Emmenegger, Pius / Flückiger, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-537653

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Trotzdem schätzt man, daß immer noch 4000 bis 5000 Pendler außerhalb des Kantons arbeiten.

Produktives und unproduktives Land

Gesamtfläche des Kantons	1669,9 km²
Produktives Land 89,5 %	1495,4 km²
Acker-, Rebland	226,8 km²
Futterbau	582,9 km²
Wald	335,6 km²
Alpweiden und übriges Kulturland	350,1 km²
Unproduktives Land 10,5 %	174,5 km²
davon Seen	77,9 km²

(Zahlen von 1955)

Die FEW

Gegenwärtig besitzen die Freiburgischen Elektrizitätswerke (FEW) folgende Werke:

Montbovon (im Intyamon)

Broc (Stausee Montsalvens)

Rossens-Altenryf (Greyerzersee)

Ölberg (Pérollessee)

Schiffenen

Der Greyerzersee mißt 9,42 km² (Sihlsee 10,85 km² = größter Stausee der Schweiz). Die Staumauer in Rossens ist 83 m hoch, an der Krone 5 m dick, im Fundament 28 m. Der Druckstollen nach Altenryf ist 6 km lang und 5 m hoch.

Der neue Stausee bei Schiffenen mißt 4,25 km², er reicht bis zur Stadt. Die Gewichtsbogenmauer ist 42 m hoch, an der Krone 370 m lang, am Fuß 12 m und an der Krone 7 m dick. Acht Wohnhäuser mußten geräumt werden (darunter das alte Bad Bonn).

Freiburger Städte und Landschaften

Das Üchtland

«Jedesmal, wenn ich auf der Fahrt von Lausanne nach Bern die langgestreckten Horizonte fliehen sehe, empfinde ich eine einzigartige Bewegtheit. Ich kann mich darum unmöglich in ein Buch versenken, so gewichtig kommt mir der Übergang vor. Der Zug verläßt das Land der Reben, der Steinhäuser, der Zypressen, der Zedern des Léman und verschwindet im Tunnel von Chexbres; eine Stunde später fährt er auf der Eisenbahnbrücke von Grandfey über die Saane. Denkt man daran, daß diese Grenzen, die durch einen bescheidenen Hügel, einen ruhmlosen Fluß gebildet werden, bedeutungsvoller sind als die politischen Grenzen eines großen Reiches? Weiß man, daß man hier eine neue Welt betritt? Letzten Endes scheint die Gegend des Genfersees näher bei Italien und der Provence zu sein als das Üchtland, dieses näher bei Deutschland und Norwegen als beim Genfersee.
Das ist das Üchtland, ein breites und ovales Hochland, zwischen Jura und Alpen gelegen, Sümpfe, Hügel, Wälder, Weiden, durchflossen von Saane und Sense, die fast unsichtbar sind, so zögernd fließen sie in ihren Schluchten.» *Gonzague de Reynold*

Immer wieder ist am Wort Üchtland herumgedeutet worden. Johannes Stumpf schrieb schon im 16. Jahrhundert einen Deutungsversuch nieder. Er erzählt, der römische Kaiser Vespasian habe, als er seinen Sohn Titus zum Kampf gegen die Juden und zur Eroberung Jerusalems aussandte, besonders viele Männer aus dem Gebiet des Üchtlandes aufgeboten, «welches volck aber in sölchem krieg eins theils umb kommen, mehrtheils aber durch weyte reyss, ungewohnheit dess Lands, luffts, speisung und dess Meers also bemüdet verdorben, unnd so wenig wider heim kommen, dass die Landschaft an männern erschöpfft, gantz leer gestanden, unnd daher genent sey worden Ödland, bald hernach durch verenderung der sprach Üchtland etc.» Der Chronist fügt hinzu: «Aber dise meinung sihet einer Fabel nit gar ungleich, darumb ich nit daran gebunden bin.»

Das war ein deutliches ‹Ohne Gewähr›. Trotzdem hieß es bis in unsere Zeit, Üchtland bedeute Ödland. Auch Westland und Grenzland wurden herumgeboten.

Der Sprachforscher J. U. Hubschmied[2] gab eine andere Erklärung, die glaubwürdiger ist. Er leitete Üchtland ab vom keltischen Ausdruck *ouktis* oder *oktia* (die Höhen), den er auf das Stammwort *ouksu* (oben) zurückführt. Üchtland hieße demnach Hügelland oder Hochland. (Auch im Deutschen wird Hügel auf hoch zurückgeführt.)

Liegt der Ursprung des Namens selbst im Dämmer der Frühzeit, schreibt Dr. P. Boschung, so bürgen uns Belege aus geschichtlicher Zeit, daß das helvetische Wort sich auf der Zunge der Alemannen und in der Feder der Urkundenschreiber in Ohtlanden, Ohtilandia, Oichteland, Oechteland – darum die Umdeutung in Ödland – und schließlich in Üchtland wandelte. Die Verschreibung Nüchtland führte über die lateinische Schreibung weiter zur Form, die heute noch im Französischen gebräuchlich ist: Nuithonie.

Die Stadt Freiburg

Läge die Freiburger Altstadt einige hundert Kilometer außerhalb unserer Landesgrenzen, so würde man von ihr reden, wie man von Carcassonne, vom Mont-St-Michel, von Brügge und von Rothenburg ob der Tauber spricht: es gehörte zum guten Ton, dort gewesen zu sein. Da Freiburg ‹nur› in der Schweiz ist, wissen leider noch immer viel zuwenige um diesen nationalen Schatz, und für den Durchschnittsreisenden stellt es jedenfalls kaum mehr als eine Schnellzugsstation dar, wenn er auf der Strecke Bern–Lausanne rechterhand einen flüchtigen Blick auf die Stadtmauern und die altersgrauen Häuser wirft, die sich um den gotischen Münsterturm scharen. Und doch ist diese Stadt unter den größeren Städten unseres Landes unzweifelhaft die am besten erhaltene, charaktervollste, denn sie hat mit sehr geringen Einbußen ihre in acht Jahrhunderten organischen Wachstums geformte Gestalt im wesentlichen zu bewahren vermocht. Es war ein außerordentlicher Glücksfall, daß der alte, hoch über den Felsabstürzen der Saaneschleife gelegene Stadtkern und die noch im Mittelalter in den Flußauen entstandenen Vorstädte von der stürmischen baulichen Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum berührt wurden: das neue Geschäftsviertel bildete sich vor allem in der Bahnhofgegend, ohne daß, von einigen Türmen an der Westseite der Stadtbefestigung abgesehen, dem modernen Handel und Verkehr und dem stark gestiegenen Bedarf an Wohnraum bis heute größere, im Stadtbild fühlbare Opfer gebracht werden mußten. *Alfred A. Schmid*

[2] Siehe Peter Boschung, ‹Die Qual der Wahl – und ein Ausweg› (zur Benennung des neuen Stausees), ‹Freiburger Nachrichten›, Nr. 7, 10. Januar 1963.

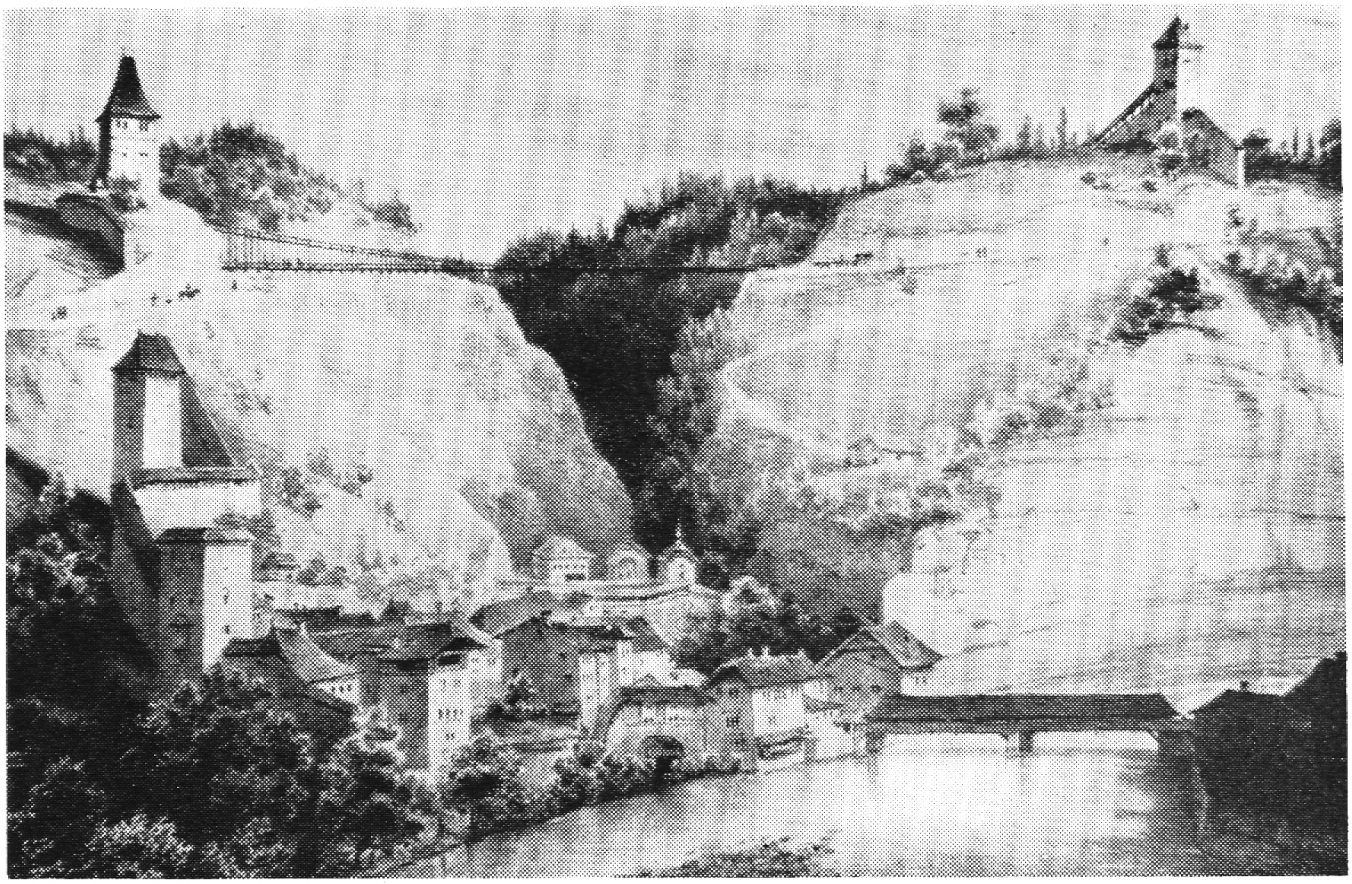
Erste Schulen

Die Errichtung der ersten Schule geht auf die Zeit der Gründung der Stadt Freiburg zurück. Die ursprüngliche Handfeste muß zweifellos die Eröffnung einer solchen vorgesehen haben, da jene von 1249, wodurch die Grafen Hartmann von Kiburg, Onkel und Neffe, den Freiburgern die von Berthold IV. verliehenen Rechte bestätigten, deutlich erklärt, daß «der Schulmeister, der Siegrist, die Torwarte und Weibel von den Bürgern gewählt und ein- und abgesetzt werden können». Die Tatsache, daß Freiburg (nach Schneuwly und Heinemann) schon 1181 einen Lehrer hatte, beweist zur Genüge, daß eine Schule bereits seit der Stadtgründung bestand. Sie war wenigstens sechzig Jahre älter als die Schule von Bern, die nicht bloß in der Schweiz, sondern auch im Deutschen Reich als eine der ältesten Schulen galt.

(Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz 1926, Bd. 3, S. 281.)

Brücken

Die alte Holzbrücke in Freiburg stammt aus dem 14. Jahrhundert. Die Stadt besaß zwei Hängebrücken: die große, 246 m lange Hängebrücke wurde 1834 gebaut und 1924 durch die Zähringerbrücke ersetzt; die Galternbrücke, 1840 errichtet,



Bernerbrücke, Bernertor und Gatternbrücke

hat ebenfalls einer Betonbrücke Platz gemacht (1960). Die Brücke von Pérolles ist 1919–22 erstellt und die Grandfeybrücke, die seit 1862 dem Eisenbahnverkehr dient, 1925–27 in Eisenbeton ausgeführt worden.

Fribourg oder Freiburg?

In Plakaten, Anzeigen und Meldungen heißt die Saanestadt merkwürdigerweise oft nur ‹Fribourg›. Warum denn? Es wird doch auch keinem Tessiner einfallen, in einem italienischen Text nicht ‹Lucerna›, sondern deutsch ‹Luzern›, und keinem Welschen, in einem französischen Text nicht ‹Bâle›, sondern ‹Basel› zu schreiben (‹Settimana musicale a Luzern›, ‹Nous allons à Basel›). In deutschem Text ‹Fribourg› statt ‹Freiburg› zu schreiben, das verstößt nicht nur gegen eine in allen Kulturgebieten geltende Regel sprachlicher Bildung, sondern dazu noch gegen die zweisprachige Überlieferung der Stadt.

Freiburg an der Saane (nicht Sarine!), in die der Galternbach (nicht Gottéron!) mündet, ist nicht nur im stofflichen Sinne eine ‹Stadt der Brücken›, sondern es stellt auch im Geistigen und Sprachlichen von alters her das eigentliche Bindeglied zwischen Deutsch und Welsch in unserem Lande dar. Nicht Bern, sondern Freiburg ist die Brücke der Sprachen, eine Stadt, in der geschichtlich beide Sprachen heimatberechtigt sind. Daher kann es denn auch die Fragestellung ‹Fribourg oder Freiburg?› eigentlich gar nicht geben, sondern nur die Gleichstellung: in französischem Text selbstverständlich ‹Fribourg›, in deutschem Text ebenso selbstverständlich ‹Freiburg›.

(Aus den ‹Typographischen Monatsblättern›, St. Gallen, Nr. 8/9, 1953.)

Senseland

Die Sense, in der Mundart ‹d Seisa›, ist der Bergbach im tief eingeschnittenen Sandsteinbett, der unser Ländchen nach Osten und Norden abgrenzt. Die keltischen Helvetier hatten sie Segontina, die Starke, getauft. Als die Alemannen sich im Gefolge der Völkerwanderung bis zur ‹Saana› endgültig

festsetzten, modelten sie den Namen in Sensuna um. Die Sense ist wie alle ihre Schwestern, die aus den Bergen sich ins Flachland drängen, unbeständigen Temperamentes. An sonnigen Tagen fließt sie zahm und friedlich im Steingeröll dahin. Bei der Schneeschmelze aber oder nach bösen Wettern in den Bergen kann sie sich gar ungestüm gebärden. Mit der nicht minder launenhaften, aus höheren Regionen stammenden und deshalb reicheren und stolzeren Saane im Westen umschließt sie 25836,99 ha Land. Nur im Süden, gegen das Greyerzergebiet hin, bleibt ein offener Weg, wo man ohne Brücke über die Grenze kommt. Im Südosten aber, dem bernischen Simmental zu, braucht es gutes Schuhwerk und festen Bergstock.

Da stehen als Grenzwacht Berge bis über 2000 m Höhe. Gutgrasige Voralpen sind ihnen vorgelagert. Sie selber dulden bis zur Brust hinauf den geordneten Weidegang, sparen darüber hinaus den Gemsen Zufluchtsort und Atzung, dem Edelweiß den bekömmlichen Standort und lassen dem Wanderer nur engen Durchpaß offen.

Die ungefähr 80000 Jucharten Senseland sind heute fast ausnahmslos fruchtbarer Acker- und Wiesenboden und ertragreiches Waldgebiet. Sie liegen nicht eben ausgebreitet da, sondern in einem Auf und Nieder wie die ‹chnusperige Chüechleni›, die unsere Frauen von alters her aus feinstem Mehl und bestem ‹Auhe› (Anken) für die Festanlässe backen. Die Geologen sagen, die Vergletscherungen in den Eiszeiten und die tosenden Wassermassen in den Zwischen- und Folgezeiten hätten dies bewirkt. Die nicht seltenen Gneis- und Granitfindlinge in den Moränenzügen über dem zugrunde liegenden und allenthalben sich offen zeigenden Sandsteinbett beweisen es. Durch das Drängen, Wühlen und Sichüberstürzen gewaltiger Urkräfte bekam das Senseland die ihm eigene Struktur, bevor eines Menschen Fuß seinen Boden betrat. Fast jeder Hügel ist ein lohnender Luginsland. Kaum einer ist für Pflug und Wagen zu steil. Das Senseland ladet zum Wandern ein. Ein einziger freier Tag genügt, um viel zu sehen. In jüngster Zeit hat die Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege die gelben Tafeln angebracht, die zum gemächlichen Gehen den Weg weisen und zu lauschigem Verweilen hier und dort einladen. Fürs Fuhrwerk sind gute Straßen da. Hast du kein eigenes, so laden dich bequeme Autobusse zum Mitfahren ein. Sie durchkreuzen von früher Morgenstunde an das Senseland nach allen Richtungen. Die Eisenbahn führt nur durch das untere Gebiet. Sie gehört zur Hauptlinie, die über Lausanne–Freiburg–Bern–Zürich den Genfer- mit dem Bodensee verbindet.

Man ist gewohnt, im Senseland Unter-, Mittel- und Oberland zu unterscheiden. Wer sie von Norden nach Süden durchwandert, hat einen beträchtlichen Höhenunterschied zu bewältigen. Unten in der Au bei Laupen, wo die Sense in die Saane fließt, vermerkt die Landkarte 486 m ü. M. Nur wenige ‹Hubel› des Unterlandes erheben sich über 650 m. Im Mittelland liegen die meisten Ortschaften ungefähr auf dieser Höhe. Im Oberland hingegen sind auch im Winter auf 1000 m noch bewohnte Stuben. Auf den vier Voralpen innerhalb der Bezirksgrenzen, dem Schweinsberg, dem Gantrischrücken, dem Etten- und Hohberg, gehen Staffeln und Weiden bis über 1600 m hinaus. Den südlichen Anschluß bilden Felsgrate: Mähre, Schafharnisch, Widdergalm, Kaiseregg, Roter Kasten und Schafberg, die alle solide Zweitausender sind. *Pius Emmenegger*

Murten

Tief senkt sich der Sattel des Wistenlacherberges bei Mur und Lugnorre, und über ihm erkennt man in der Richtung nach Neuenburg die Ausgänge des Traverstales und des Val de Ruz, hinter denen die hohe Wand wie eine Grenzscheide aufsteigt. Linkerhand zieht der Jura mauergleich ins Waadtland. Rechterhand hebt sich der Jurarand vom Chaumont über Neuenburg zum höheren Rücken des Chasserals oder Gestlers und zieht am Horizont die scharfe Umrandung bis zum Weißenstein über Solothurn. Im Waadtland drin erkennt man bei klarem Wetter die alten Mauern Aventicums, das der Bauer hierzulande immer noch Wiflisburg nennt. Näher sticht ein spitzes Kirchtürmlein aus dem Grün der Bäume, das erste welsche Dörflein weisend, Merlach oder Meyriez, wo die Kinder auf der Straße deutsch plaudern, spielen und sich zanken und in der Schule französisch sprechen. Vom deutschen Land schiebt die weite grüne Fläche des Großen Mooses einen schmalen Streifen vor den See. An seinem Ende liegt das erste deutsche Dorf, das Dörflein der Fischer, Montilier oder Muntelier, und zwischen dem deutschen und dem welschen Dorf stehen auf dem Hügel

die Mauern und Türme von Murten fast finster und trotzig über dem grünen Vorland, mitten auf der Straße, die vom welschen Land ins deutsche führt, wo Römer, Alemannen, Burgunder, Zähringer, Savoyer, Berner und Freiburger nacheinander zogen, wo Fürsten und Kaiser um Macht und Grenzen kämpften, wo die alte Heerstraße zur Brücke wurde für Deutsch und Welsch. *Ernst Flückiger*

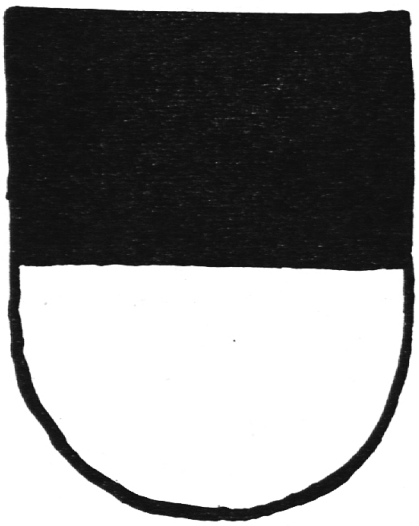
Wallenbuch

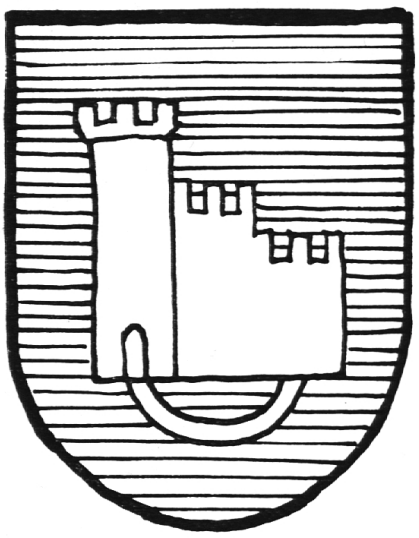
Die Exklave Wallenbuch liegt nahe an der Saane und knapp vor der Freiburger Grenze; nur einige hundert Meter bernischen Bodens schieben sich beidseitig dazwischen. Die Hauptstraße Bern–Murten eilt an ihrer March vorüber, auch vom Bähnchen, das von Laupen herkommt, wird sie links liegen gelassen. Umrahmt von einigen Waldstücken, inmitten saftiger Wiesen und schwerer Äcker lebt das Dörfchen Wallenbuch sein Bauernleben. Ein schmales Sträßchen bringt den Besucher zu einer Kapelle, die von einem Dutzend Firsten umgeben ist. Sie ist schon 1474 erwähnt und 1599 neu gebaut worden.
Wallenbuch und seine Gegenstücke, Münchenwiler und Clavaleyres, die Bern mitten im Freiburgbiet besitzt, sind Reststücke aus jener Zeit, wo sich in unserem Lande die Staaten zu bilden begannen. Das Mittelalter legte kein großes Gewicht auf Abrundung des Gebietes, die verschiedenen Hoheitsrechte waren derart unter Familien und Städten verteilt, daß eine solche auch erst später möglich wurde.
Freiburg hat Wallenbuch nicht erobert, sondern gekauft. 1502, 1507, 1512 und 1521 erwarb es von verschiedenen Familien und auch von Bern Rechte über dieses kleine Dorf, und der letzte Teil wurde ihm geschenkt, «da sollich kleinfügige hohe herrlichkeyt wenig nutz», so daß es ab 1526 der Stadt Freiburg völlig unterstand.
Heute ist Wallenbuch eine eigene Gemeinde, die knapp zwei Dutzend Stimmbürger zählt und erst in den letzten Jahren eine Gemeindesteuer eingeführt hat.

Das Greyerz

Das Greyerz ist das Saanetal.
Aber die Saane entspringt dem Schnee: dem Sanetschgletscher im Gebirgsstock der Diablerets, der die Republik Wallis von der Republik Bern trennt. Die Saane macht es wie alle Flüsse: Wildbach zunächst, bricht sie sich einen Durchgang. Dann geht sie geradeaus von Gsteig nach Saanen: hier ist das Saanenland, das deutsche Greyerz. In Saanen wendet sie sich nach Westen; in Rougemont wechselt sie die Sprache und fängt an, die welsche Mundart zu reden; sie fließt an Château-d'Oex an Rossinière vorbei, sie drängt sich in den Engpaß von La Tine ein: das ist das Pays-d'Enhaut, das waadtländische Greyerz. Nun hat die Saane das Hindernis überwunden. Sie behält die gleiche Sprache, aber sie wechselt den Glauben. Sie wendet sich wieder nordwärts: das ist das freiburgische Greyerz, das greyerzische Greyerz – Hochgreyerz oder L'Intyamon bis nach Epagny am Ausgang der Alpen, Niedergreyerz bis nach Freiburg am Fuße der Voralpen.
So haben wir, und das ist bezeichnend für das Greyerz, drei verschiedene Teile im selben Tal: das deutsche und reformierte Saanenland; das Pays-d'Enhaut, welsch und reformiert; das greyerzische Greyerz, dem wir den hübschen Mundartnamen Grévire geben, welsch und katholisch.
Wenn die Überlieferung des Greyerz in der Geschichte und Sage der Grafen enthalten ist, so liegt seine Seele in seiner Sprache, seinen Liedern.
Die Greyerzer Mundart ist eine schöne Sprache. Sie gehört zur franko-provenzalischen Familie; aber ich sehe darin die welsche Mundart reinsten Wassers. Unten im Mittelland ist die Mundart verschwunden oder verdorben, so daß sie kaum etwas anderes mehr ist als ein verbildetes Französisch; in der Grévire oben hat der ‹Couëtzou› seine Anmut, seine Weichheit, seinen Wohlklang bewahrt. Gewiß ändert er sich auch im Greyerz; er geht auch da zurück, und das ist schade, denn ein Volk, das an der Mundart seiner Väter festgehalten hat, erhielt sich damit auch seine Sitten, seine Unabhängigkeit, seine Daseinsberechtigung, seine Eigenart, seine Seele. Aber noch erklingt sie...
Das Greyerzerlied, auch es, gehört zur gleichen Familie wie das alte französische Volkslied. Vom altfranzösischen Volkslied besitzt es die Leichtigkeit, die gute Laune mit jenem Stich ins Gewagte. Aber gleichzeitig mischen sich ein Wirklichkeitssinn, der sich nicht scheut, alltäglich, ja sogar grob zu sein, und eine oft tiefe Wehmut hinein: stets ist es das Lied eines Bergvolkes, das der Natur seine Gefühle und seine Triebe dankt. Das französische Volkslied weckt

nicht langhallende Echos; es geht mit klappernden Holzschuhen rasch vorüber; das Greyerzerlied läßt sein lautes Lachen oder seine Traurigkeit von Fels zu Fels, von Herz zu Herzen widerhallen, und oft beides zugleich, wie im ‹Ranz des vaches›, wo die Worte scherzen, während die Melodie weint.
(Nach Gonzague de Reynold.)





Freiburgische Landstädtchen

Sie sind wie ragende Felsblöcke im Wogen der Hügel, an denen unser Blick nicht vorbeisehen kann. Aus ihnen erkennt man manches vom Geiste Freiburgs, da jedes seine eigene Geschichte, seine Sagen und Bräuche bewahrt. Sie halten Volk und Landschaft zusammen, wo diese scheinbar zu zerfließen drohen. Jedes unter ihnen hat sein Schloß, seine Türme und Mauern, seine Stadtkirche, aber nicht nur das: auch seinen eigenen Volkscharakter und seine Sprache; und alle waren in der Vergangenheit Hauptstädte ihrer Landschaft.

An den Seen stehen: zuerst Murten mit seinen Lauben, grünen Ziertöpfen in den Bögen und roten und blauen Blumen an den Fenstern seiner Hauptstraße. Man scheint es erst eben heute aus einer Chronik über die Burgunderschlacht herausgeschnitten zu haben. Dann Estavayer-le-Lac, Stäffis am See, das in seiner ganzen Art, mit seinem alten Kloster an der Stadtmauer, seiner großen Kirche und den gewaltigen Schloßtürmen und etwas Unfaßbarem, das überall durch die Gassen und um die Häuser weht, Leben aus dem Mittelalter bedeutet und durch die Jahrhunderte weiterführt.

Mitten in der Landschaft auf rundem Hügel, auf den von allen Seiten das ruhige Land hinaufsteigt, steht Romont, Remund. Auch es hatte seine Grafen und besitzt noch sein Schloß, seine Stadtkirche, seine Mauern und sein Kloster, aber es ist nicht so herb wie Stäffis, sondern eher lebenslustig und unbedacht.

Und droben am Fuße des Moléson, auf einem andern Hügel wie auf der Kruppe eines Pferdes, das aus dem Tale herausgaloppierte, sitzt Greyerz, das verschlafenste aller Städtchen, einst Hauptort der Grafschaft, heute Hauptstadt eines ganzen Sagenreichs.

Nicht weit davon entfernt, drunten auf der Ebene, Bulle, das früher schon Mittelpunkt des Marktes und Handels der Gegend war. Heute wie ehedem wimmelt es an Markttagen von Bauern und Sennen in flatternden schwarzen Blusen, die ihnen über die Knie hinabreichen. In der Luft herrscht der Geruch frischgesägten Holzes, das in unförmigen Haufen längs der Straßen aufgeschichtet steht.

So hat jedes Städtchen sein Wesen, seine Ruhe, Sicherheit und Beständigkeit in seinen Mauern, und jedes ist Mittelpunkt einer Landschaft.

Hans Großrieder

Kantons- und Stadtwappen

Die Stadt Freiburg hatte früher zwei Wappen: das des Banners, geteilt von Schwarz und Silber, das heute Wappen des Kantons ist, und das des Siegels, in Blau drei silberne, gezinnte Türme, von rechts nach links niedriger werdend, am mittleren ein silberner Ring, der gegen den Schildfuß wächst. Dieses zweite Wappen ist heute Stadtwappen.

Im Kantonswappen will man Voralpen (schwarz) und Hügelland (silber) sehen, was etwas willkürlich ausgelegt ist, wenn man bedenkt, daß sich die älteste Darstellung des Wappens auf einem Manuskript des Schwabenspiegels aus dem Jahre 1410 befindet (Staatsarchiv Freiburg), zu einer Zeit also, da die Stadt nicht einmal im vollen Besitze der Alten Landschaft war.

Der große Turm des Stadtwappens versinnbildlicht das von Herzog Berthold IV. gebaute Schloß, der erste Absatz der Zinnenmauer das heutige Burgquartier und der zweite Absatz den unteren Stadtteil, die Au. Der Ring scheint den Halbkreis zu bezeichnen, den die Saane um die Stadt herum beschreibt.

Fortsetzung siehe Seite 787